

Drei Briefe von Hermann Hesse

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

reich soll dir genommen werden, und man wird dich von den Leuten verstoßen, und du sollst bei den Tieren, so auf dem Felde gehen, bleiben, Gras wird man dich essen lassen wie Ochsen, bis daß die sieben Zeiten um sind, auf daß du erkennest, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche, und gibt sie wem er will. Von Stund an ward das Wort vollbracht über Nebukadnezar; und er ward von den Leuten verstoßen, und er aß Gras wie die Ochsen, und sein Leib lag unter dem Tau des Himmels und ward naß, bis sein Haar wuchs so groß als Adlerfedern, und seine Nägel wie Vogelklauen wurden (*Daniel 4, 29-34*).

Mit ungetrübtem Geiste war der gelähmte Heine darauf bedacht, diese Warnung vor dem grenzenlosen Stolz des Menschen jenen seiner philosophierenden Freunde und Zeitgenossen ans Herz zu legen, die er in schöner Einsicht als die «gottlosen Selbstgötter» bezeichnete. Unter den Namen, die er anführte, waren nicht nur Feuerbach, Bruno Bauer und «der gute Ruge»; in einer letzten, rührenden und freundlich eindringlichen Geste empfahl Heine das Buch Daniel, mit seiner Geschichte vom Fall des babylonischen Königs, auch seinem «noch viel verstocktern Freunde Marx».

DREI BRIEFE VON HERMANN HESSE

Dezember 1958

An einen Leser, dem ich zuweilen neue Bücher empfehle.

Daß Sie meinen Hinweis freundlich aufnahmen und sich die beiden Bände «Oskar Loerke, Gedichte und Prosa» gekauft haben, erfahre ich mit wirklicher Freude, denn diese zwei Bände sind ein Schatz, dessen Glanz und Fülle vorerst nur wenige kennen und zu würdigen wissen. Andre schöne und edle Bücher, die ich Ihnen empfahl, hätten vermutlich mit der Zeit auch ohne mich den Weg zu Ihnen gefunden, Bücher wie die Briefwechsel Hofmannsthals, die «Begegnungen» von C. J. Burckhardt, die von Stefl herausgegebenen Erstfassungen von Stifters Erzählungen, vielleicht auch noch ein Buch wie «Sturm und Drang, Kritische Schriften» von Erich Loewenthal. Aber mit Loerke ist es etwas anderes. Ich kann Ihnen längst nicht alle Auskünfte über ihn geben, die Ihnen erwünscht wären, auch habe ich ihn persönlich nicht gekannt.

Loerke war, wie Sie wissen, lange Jahre Lektor des Verlags S. Fischer. Davon, und von seinen Rezensionen und Literaturberichten, die er für

Zeitungen schrieb, hat er gelebt. Es gab keine Redaktion in Deutschland, die ihn nicht gekannt und Respekt vor ihm gehabt hätte. Es gab keinen jungen Autor, der nicht von ihm gewußt, ihn geachtet oder gefürchtet hätte. Tausende von Manuskripten und Büchern hat er gelesen, unzählige jüngere Autoren ermuntert, belehrt, erzogen, propagiert, nahezu die ganze deutsche Literatur seiner Zeit hat er persönlich und intim gekannt. Stellt man sich dies Leben, diese Riesensumme an Arbeit, an Herhaltenmüssen, an Lese-, Schreib- und Gesprächsleistung vor, dazu im Tempo von Berlin, wo er überdies manche Jahre Schriftführer der Akademie für Dichtung gewesen ist, dann erwartet man einen geplagten, gehetzten, seinen tausend Verpflichtungen nur durch Gerissenheit, durch Routine gewachsenen Menschen zu finden, einen armen Sklaven, unendlich fleißig, unendlich abgenutzt, todesmüde des aufreibenden Dienstes in dieser Treitmühle des Geistes. Und dies alles war er auch; wir wissen es nur zu gut aus seinen eigenen Geständnissen. Aber er war auch anderes, er war noch viel mehr.

Dieser Loerke hatte nicht nur die drückende Last seiner Brotberufe zu tragen, die zehntausend Bücher, die Lawine der Manuskripte zu lesen, seinem Brotgeber Rede zu stehen, sich gegen allzu aufdringliche Kollegen zu behaupten, zwischen Studierzimmer, Verlagsbüro, Akademie unterwegs zu sein. Er hatte außerdem einen überaus kostbaren Schatz zu hüten, seine von diesem Betrieb tödlich bedrohte Seele, die Seele eines vornehmen, edlen Mannes, eines Denkers, eines Dichters. Da und dort in seinen Schriften ist die Rede von jenem Bezirk in des Menschen Seele, in dem er allein und souverän sein muß, wenn er nicht verkommen will, wo er die tausendfach zerstückelte Welt als Kugel, als Einheit, als rund und vollkommen erkennen und erleben kann. Im Kampf nun um diesen geheimsten Innenraum der Seele, wohin der Lärm des Betriebs nicht dringt, wo Welt und Ich eins sind, wo der Quell des Schöpfertums wallt, im Ringen um das Unbedingte und Heilige wird der gehetzte Sklave Loerke zum Krieger, gewinnt der geduldige und konziliante Lektor und Kritiker einen heroischen Eigensinn. Es gilt, inmitten einer übergewaltigen Maschinerie die Natur zurückzuerobern, nach einem erschöpfenden Tagwerk die Einkehr zu ermöglichen, es gilt den Mittelpunkt der Zentrifuge zu erreichen. Hilfreiche Mächte dabei sind die Natur, die Musik, vor allem aber die eigene Schöpferkraft. Der Dichter Loerke, einer der paar großen Wegbereiter der modernen deutschen Lyrik, hat sich in diesem Kampf als vorbildlicher Held erwiesen. Er hat es ganz unvorstellbar schwer gehabt. Eingeengt und ausgelaugt durch einen ungewöhnlich schweren und mit ungewöhnlicher Treue und Gewissenhaftigkeit ausgeübten Beruf, hat er ein lyrisches Werk von sieben Bänden in die Welt gestellt, Gedichtreihen voll intensiver Schau und Bildkraft, voll schmerzlicher Seligkeit. Und der tiefen, absoluten Einsamkeit, aus welcher dies staunenswerte Werk herkommt, entsprach der Einsamkeit, die es von

außen umgab. Denn wohl haben Loerkes Gedichte auf einige andre Dichter stark und vorbildhaft gewirkt, sie haben auf geheimen Wegen und Umwegen die ganze deutsche Dichtung tief beeinflußt — aber so etwas wie ein Publikum haben sie nie gefunden, damals nicht und bis heute nicht. Die sagenhaften sieben Bände wurden zwar gedruckt, aber der Dichter blieb ohne Gemeinde, und schließlich kam noch die braune Barbarei und schaltete den Dichter und sein Werk aus.

Es war ein Wagnis von Freund Suhrkamp, das lyrische und kritische Werk Loerkes in diesen zwei schönen Bänden neu herauszugeben. Seit dem Tode des Dichters, und gar seit dem Erscheinen seiner ersten Gedichtbände, hat indessen die Welt sich verändert, und ich halte es für wahrscheinlich, daß die Stunde dieses Mannes jetzt gekommen sei. Wenn nicht, so würden dennoch, solange es noch eine deutsche Dichtung gibt, Bruchstücke seines Werkes in allen Anthologien sich erhalten und immer wieder jenes große Erstaunen erregen, mit dem Loerke selbst einst Bruchstücke des verschollenen Breslauer Barockdichters Quirinus Kuhlmann entdeckt hat. Was er von diesem mystischen Seher-Dichter sagt: «So geht die Welt ihm durch jeden Sinn ein und prägt sich groß, schwer, atemlos im Worte nach, das sich auf der Zunge bildet. Er sieht durch jedes Dunkel bis an das Ende, an dem es tagt. . .», das wird dann mancher Leser auch von ihm sagen.

Es steht Ihnen etwas Gutes und Köstliches bevor mit der Lektüre der beiden Bände. Und sollten Sie den Zugang zur Welt der Gedichte nicht gleich finden, dann nehmen Sie den Umweg über jene Aufsätze, in denen Loerke über Musik und über ältere Dichter spricht, und lernen Sie ihn lieben und bewundern nicht nur seines Verstandes und seines großen Wissens wegen, sondern auch und noch mehr um seiner Einfühlungs- und Liebesfähigkeit, seines Taktes, seiner Geduld und Herzenszartheit willen.

Herzlich grüßt Sie Ihr

Januar 1959

Lieber Dr. Engel, lieber Kamerad

Wenn an Ihrem Gefühl, mir etwas schuldig geblieben zu sein, wirklich und objektiv etwas wahr gewesen sein sollte, so haben Sie dieses Schuldchen mit Ihrem Brief mehr als wettgemacht und abgetragen. Beim Lesen sah ich Sie plötzlich für eine Weile wieder so, wie ich Sie einst kennen lernte, als Sie das erstemal nach Montagnola kamen und unten im Camuzzihaus wohnten und wir uns über Weltgeschichte und deutsche Kriegsschuld aussprachen.

Über Ihre Gedanken und Sorgen wegen Krankheit und Schwäche

will ich nichts sagen. Ich lebe seit langem so am Rand des Nohdaseins, wie Sie es neuerdings tun.

Gefreut hat mich in Ihrem Brief alles. Gefreut hat mich auch die mitgesandte Bildkarte mit Ihrer Bemerkung über Cézanne, der auch mir einer der liebsten Maler der neuern Zeit ist. Gefreut hat mich, daß Sie auf dem Umweg über den drolligen D. für eine Weile sich wieder dem nicht nur Denkerischen in meinen Schriften zugewandt haben, dem Künstlerischen und Lyrischen, das mir lieber und wichtiger ist und zeit- lebens mehr Spaß und mehr Mühe gemacht hat als das Denken. Gefreut hat mich auch, obwohl ich diese Dummheiten nicht ernst nehme, Ihre Entrüstung über D. und andre Angriffe der Jungen auf den alten, arri- vierten Hesse, der sie stört und über dessen unbestreitbares Zuviel an Erfolg sie ganz vergessen haben, daß dieser H. sein halbes Leben lang in seinem Land und Volk knapp geduldet, häufig angeprangert, verfolgt und unten durch war.

Kurz, ich habe alles in Ihrem Brief mit Freude auf- und angenommen, auch was Sie über Lyrik und die Gefahren des Reimes etc. sagen, obwohl ich da einiges anders sehe. Daß Goethe furchtbare Banalitäten gedichtet hat, ist unbestreitbar, aber wenn ich auch sehr selten etwas davon lese, imponiert mir doch die naive Kraft und Unbekümmertheit, die es ihm lebenslang erlaubte, fürstliche Geburtstage oder gesellige Anlässe in Versen zu feiern, die ihn wenig kosteten und doch ohne alle Beimischung von Ironie gutwillig ihrem Zweck dienen sollten.

Was ich beim Dichten und Reimen anders ansehe als Sie, ist etwa das: der lyrische Dichter, wie ich ihn sehe oder in mir erlebt habe, ist beim Dichten nicht nur darum bemüht, seine Gedanken oder Empfindungen mit Hilfe seiner Mittel möglichst gut auszudrücken. Sondern während er das tut, kommt ihm aus den Urkräften der Sprache, den mythischen und magischen, den klanglichen und rhythmischen, den malenden und den beschwörenden, beständig etwas entgegen, was nicht von ihm ist, was ihm aber hilft und ihn zugleich sehr oft von dem weglockt, was er eigentlich gewollt hat. Sein Werkzeug, die Sprache, ist eben nicht nur Werkzeug und tot, sondern ist eine schöpferische Macht, weniger vernünftig aber viel mächtiger als der Dichter. Indem er ein Wort hinsetzt, mit dem er nur etwas Begrenztes und Subjektives auszudrücken meint, kommt ihm aus dem Wort oft eine Mahnung, ein Strom von Assoziatio- nen akustischer, optischer, gemüthafter Art entgegen, der ihn anderswo- hin mitnimmt als der Herr zu steuern vorhatte. Was also am Ende in einem Gedicht entsteht und es von einem rationalen Text unterscheidet, ist etwas Einmaliges, nicht wiederholbar, nie ganz identisch mit dem vom Autor ursprünglich Gewollten, und gerade das ist es, was man, ob wis- sentlich oder unbewußt, daran liebt.

Das neue Gedicht auf den verwitterten Buddha, das ich Ihrer Frau schickte, entstand im Dezember nach dem Betrachten eines einzigartigen

japanischen Bilderbuches, das sein Herausgeber mir geschenkt hatte. Es sind lauter Aufnahmen von Statuen, Reliefs und anderen buddhistischen Bildwerken, die nicht unter Dach stehen, nicht in Tempeln oder Museen, sondern im Freien, unter Bäumen, zwischen Felswand und Bach, verschwistert mit allem Wachstum, zum Teil noch wohlerhalten und nur umspinnen und durchwachsen von Gras, Moos und Kraut, zum Teil schon seit Jahrhunderten kaum noch als Form kenntlich, verwittert, bröckelnd, einsinkend, hinüberwankend ins Vegetative, zur Natur heimkehrend. Sie kennen meine sehr alte Liebe zu Buddha, meine späte zum Buddhismus in der Form des Zen. Das wurde im Betrachten jenen Buches von Kei Wakasugi wieder mächtig wach.

Nun aber mehr als genug, ich habe seit Jahr und Tag keinen so langen Brief mehr geschrieben.

Herzlich grüßt Sie Ihr

Montagnola, Januar 1959

Liebes Fräulein

Eine schöne und erfreuende Sendung von Ihnen ist gekommen, Ihr guter Brief und Ihr köstliches Geschenk, die Mappe mit den farbigen Wiedergaben von zwölf indischen Miniaturen aus den Berliner Museen.

Sie vermuten, daß ich diese Blätter längst kenne und vielleicht schon besitze. Es ist nicht ganz so. Von den zwölf Blättern sind mir nur fünf bekannt gewesen, durch Reproduktionen auf Postkarten aus Vorkriegszeiten, und unter ihnen war allerdings auch das herrliche Bild des Einsiedlers mit dem schönen Adoranten, dem musizierenden Jüngling, das Blatt, das Sie an mich und an das Bambusgehölz im Glasperlenspiel erinnert und das Sie auf den guten Gedanken gebracht hat, mich mit der Mappe zu beschenken.

Nächst dem Eremitenbild, dessen weiser Einsiedler, wenn man vom Kostüm und vom Milieu absieht, übrigens ganz wohl auch ein guter deutscher Gelehrter des 19. Jahrhunderts sein könnte, und bei dessen erneuter Betrachtung es mich wunderbarlich berührte, zu entdecken, daß dieser indische Weise, dieser Vina spielende Jüngling und seine Musik genau aus derselben Zeit stammen, in der Lully am Hof Ludwigs des Vierzehnten seine Konzerte und Ballette aufführte — nächst diesem Bild also mit seinem rotgoldenen Abendhimmel liebe ich am meisten die «Zähmung des Elefanten», wie denn jede Begegnung mit Elefanten, lebenden oder von östlichen Künstlern dargestellten, mir willkommen ist und mich jedesmal an Ganesha erinnert, den freundlichen Gott mit dem Elefantenkopf, den Gott des Glückes und Gedeihens, der manches mit dem griechischen Hermes gemein hat. Kein andres Tier wird von der

indischen Kunst so unermüdlich, so genau treffend, so liebevoll und mit innerstem Verständnis dargestellt wie der liebe Elefant, der große, kluge, starke, geduldige, freundliche, im Zorn aber elementar-furchtbare.

Rein künstlerisch betrachtet ist vielleicht das vollkommenste Blatt das mit dem Kaiser Baber, wie er, seinen Falken neben sich und umgeben von seinem Jagdfolge, unter Felsen und schönen Bäumen von der Jagd ausruht, auf reichem Reiset Teppich und nicht ohne eine erquickende, drei Mann hohe Bläser- und Streichermusik. Man sieht und lauscht sich nicht satt daran. Ja, und dann ist da ja noch das Zauberflötenbild, die vom Spiel der Flötenbläserin gebannte Gesellschaft von Frauen, ein Harem vermutlich, wo Reh, Gazelle, Pfau und übrige Vogelwelt, auch sie von der Musik bezaubert, wie im Traum zuhören und Paradies spielen. Diese Blätter also sind es, die mir am meisten gefallen und am meisten zu sagen haben.

Ihr Brief erzählt mir, daß das Eremitenbild Sie an mein Bambusgehölz erinnert hat, und Sie bedauern beinah, daß es nicht chinesische, sondern indische Blätter sind, die Sie mir senden. Aber der Weg zwischen China und Indien ist für mich nicht weit, und Indien hat ja in meinem Leben und Denken eine nicht minder wichtige Rolle gespielt als China. Was das Denken betrifft, so war es freilich nicht das mohammedanische und kaiserliche prächtige Märchen-Indien, dem ich viel verdanke, sondern das viel frühere brahmanische und buddhistische. Dorther stammt mein Siddhartha, und von den Erfüllungen, die mir das Alter gebracht hat, war für mich die hübscheste Siddharthas Heimkehr nach Indien. Gut dreißig Jahre nach dem Erscheinen meiner kleinen indischen Dichtung begannen sich die indischen Völker und Sprachen für sie zu interessieren, und bis heute sind Übersetzungen des Siddhartha in sieben oder acht indischen Sprachen erschienen. Es ging zwar dabei nicht durchwegs idealistisch zu; mehrere der Übersetzer wollten nicht nur die Erlaubnis zum Übersetzen von mir haben, sondern auch das Recht, aus meinem Buch einen Film zu machen. Einer bot sogar eine beträchtliche Geldsumme dafür; ich hatte Mühe, mein Veto durchzusetzen.

Das Buddha- und Siddhartha-Indien habe ich erst als Erwachsener kennengelernt. Aber das Indien der farbigen Kostüme, wie es ähnlich in Ihren schönen Miniaturen geschildert wird, das war mir von Kind auf bekannt und merkwürdig. Nicht nur war mein Vater Missionar in Indien gewesen, freilich nur kurze Zeit, sondern da waren die Patriarchengestalten der Eltern meiner Mutter, die Jahrzehnte in Indien gelebt und missioniert hatten. Die Großmutter allerdings war zeitlebens eine gewissenhafte Calvinistin geblieben, der Großvater aber, der Gelehrte und Sprachengewaltige, hatte Indien nicht nur als Missionsobjekt betrachtet und erlebt, er hatte auf langen Reisen im Ochsenkarren große Teile des Landes kennen gelernt, las und sprach Sanskrit und eine ganze Anzahl der lebenden Sprachen Indiens, und seine lebhaft, dem Schönen

zugetane Seele hatte sich mit indischem Gut mehr befreundet und vollgesogen, als er bei einer theologischen Prüfung oder Selbstprüfung vermutlich eingestanden hätte.

Und bei diesem gelehrten und weisen Großvater gab es nicht nur indische Bücher und Schriftrollen, sondern auch Vitrinen voll exotischer Wunder, nicht nur Kokosshalen und fremdartige Vögel, sondern auch hölzerne und bronzene Götzen und Tiere, seidene Malereien und einen ganzen Schrank voll indischer Tücher und Gewänder in allen Stoffen und Farben. Es war ein hellgrünes darunter, dessen Farbe uns Kinder besonders entzückte; wir stritten uns darum, wenn wir diese Sachen etwa einmal zu Kostümen bei einer Scharade benutzen durften. Auch Turbantücher gab es und eine steife, kreisrunde Priestermitze mit viel Gold. Dies alles gehört zu meiner Kindheit nicht weniger als die Tannen des Schwarzwalds, die Nagold und die gotische Brückkapelle. Und wenn ich Ihre Moghul-Miniaturen betrachte, ist das alles wieder da, und auch die Balsambüchsen und Sandelholzkisten mit ihren Schnitzereien und ihrem tropischen Geruch. Auch spitze, reich bestickte Schühchen und Pantöffelchen waren da; lang habe ich ihrer nicht mehr gedacht. Jetzt auf einmal sehe ich sie wieder, die überzierlichen, deren Preziosität uns immer ein bißchen lachen machte. Auch mit diesem Wiedersehen haben Sie mich, auf dem Umweg über die Bilder Ihrer Mappe, beschenkt und erfreut. Man bekommt im Alter mehr und mehr Sinn für den Kult der Dinge, des Sichtbaren und Greifbaren. Ich habe von den großväterlichen Schätzen ein paar winzige Reste noch hinter Glas in meinem Studio stehen, namentlich einen flötespielenden kleinen Krishna aus hellgelber Bronze. Als ich ihn, ein kleiner Knabe, kennen lernte, war er schon seit Jahrzehnten im Besitz der Großeltern; seither sind wieder beinahe achtzig Jahre vergangen, und von den Gebilden, die damals groß und imponierend waren, dem Reich Bismarcks, dem riesigen Österreich, dem Pekinger Kaiserhof, dem europäischen Gleichgewicht, der Macht und Würde Europas, ist nichts mehr da, während der kleine Krishna noch heut und wohl noch lange die bronzenen Arme zum Flötenspiel erhoben hält. Schon darum müßte man ihn lieben, dieser gelassenen, geduldig heiteren Dauer wegen.

Haben Sie Dank und seien Sie freundlich begrüßt!